

Mehr israelische Strände sind jetzt behindertengerecht

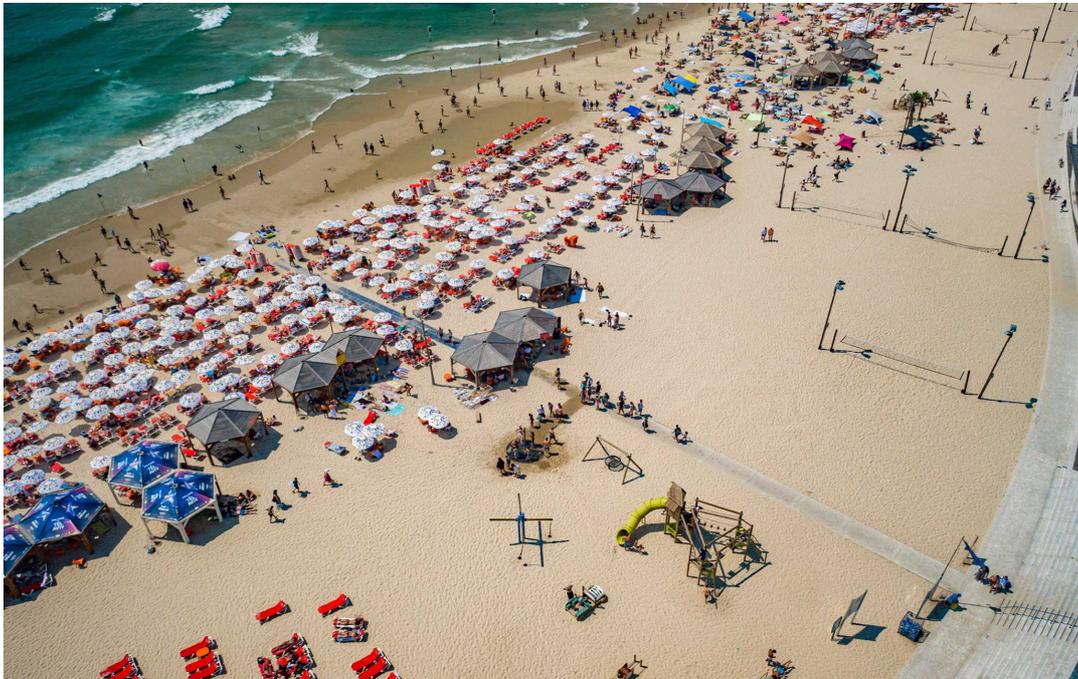
Alle 13 Tel Aviver Strände sind nun behindertengerecht. Das bedeutet, dass es gepflasterte Wege bis zum Meer gibt, behindertengerechte Parkplätze, Duschen und Toiletten. Darüber hinaus stehen sogenannte Amphibienrollstühle zur Verfügung und sehbehinderte Menschen können sich über eine App orientieren.



Ein Mann badet mithilfe des Amphibienrollstuhls (Bild: Barak Brinker , Courtesy by Tel Aviv-Yafo Municipality)

In den vergangenen Jahren wurden immer mehr israelische Strände für die Bedürfnisse von behinderten Menschen eingerichtet. Auf der Webseite der Organisation „Access Israel“ kann man einsehen, welche Strände das sind: Dort wird allerdings auch deutlich, dass es diesbezüglich noch großen Nachholbedarf gibt. In Eilat, Haifa und am Toten Meer sind beispielsweise nur ein bzw. zwei (Totes Meer) Strände voll und ganz behindertengerecht.

„Access Israel“ hat für tausende Israelis das Land behindertengerechter gemacht, auch in dem sie Bewusstsein für die Situation geschaffen hat: „Wir sind die einzige israelische Organisation, die sich auf Barrierefreiheit und Inklusion konzentriert – nicht nur für Menschen in Rollstühlen, nicht nur für Seh- oder Hörbehinderte, sondern für alle Arten von Behinderungen in allen Bereichen des Lebens“, erklärt Yuval Wagner, Gründer der Organisation, der selbst seit einem Militär Unfall im Rollstuhl sitzt.



Ein behindertengerechter Weg von der Promenade bis zum Meer (Bild: Barak Brinker , Courtesy by Tel Aviv-Yafo Municipality)

Weitere Informationen:

Übersicht der behindertengerechten Strände in Israel (eng)

<https://www.aisrael.org/?CategoryID=2717&ArticleID=62316>

Pride Parade verschoben

Es ist normalerweise eines der wichtigsten Events des Sommers: Tausende Touristen und Einheimische feiern jedes Jahr im Juni die Gay Pride Parade in Tel Aviv. Doch aufgrund der Corona-Pandemie wurde das Event erst einmal auf August verschoben. Ob dann überhaupt schon wieder Urlauber ins Land kommen dürfen, steht in den Sternen.

Tel Aviv hat sich in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten Zentren vor allem für homosexuelle Männer weltweit entwickelt. Die Gay Pride, auf der traditionell Lesben, Schwule, Bisexuelle, Transgender, Nicht-Binäre und Queer die soziale und Selbstakzeptanz und gesetzliche Rechte mit Stolz feiern, hatte im vergangenen Jahr in Tel Aviv rund 250.000 Besucher. Es ist damit die größte Parade dieser Art im gesamten Nahen Osten und wird von vielen Gay-Events in der Stadt und im ganzen Land begleitet - die Jerusalemer Gay Pride ist mit etwa 15.000 Besuchern deutlich kleiner, seit 2017 findet außerdem eine Parade in Beersheva statt.

Einen Erfolg kann die Community aber trotzdem verbuchen: Transgender sollen nun ihr Geschlecht leichter im Personalausweis ändern können, sogar ohne operative Geschlechtsumwandlung und mit einer Warte- und Überprüfungszeit von sechs Monaten, statt wie zuvor zwei Jahren. In dieser Zeit müssen die Menschen belegen, dass sie mit einer anderen Geschlechtsidentität leben. Außerdem können die Änderungen nun schon mit 16 Jahren statt wie vorher erst mit 18 durchgeführt werden. Für viele Transgender stellt das Zeigen ihres Ausweises, wenn noch nicht das richtige Geschlecht aufgeführt ist, oftmals einen Anlass für erlebte Diskriminierungen und Gewalt dar.



Die Gay Pride ist normalerweise ein riesiges Event in Tel Aviv (Bild: [Danny-w/Wikimedia Commons](#)).

Weitere Informationen:

Israel führt neue Regeln für Transgender im Land ein (eng), Haaretz

<https://www.haaretz.com/israel-news/.premium-israel-approves-allowing-transgender-people-to-change-gender-on-ids-without-surgery-1.8589457>

GESCHICHTEN AUS DEM HOLY LAND

Vom Heimweh und dem Nicht-Dazugehören

Ich bin vor einigen Tagen in der Post als „Deutsche“ beschimpft worden.

Zehn Jahre lang habe ich darauf gewartet, dass es irgendjemand stört, wenn ich lauthals auf deutsch telefonierend durch Tel Aviv radle. Zehn Jahre lang habe ich darauf gewartet, dass irgendjemand mir etwas gemeines zuzischt, oder mir wenigstens einen bösen Blick zuwirft, wenn ich erkläre, wo ich ursprünglich herkomme. Aber nie passierte etwas. Als ich schon gar nicht mehr damit rechnete, mich so sicher fühlte, dass ich selbst in der gut besuchten Postfiliale im Dizengoff Center meine Kinder auf deutsch maßregelte, ohne mit der Wimper zu zucken, war es soweit. Der Beleidigung, die ich erst gar nicht als Beleidigung empfand - die Angestellte brüllte „Germania“ und das hieß zuerst einmal ja nur „Deutsche“ und ja das war ich, seit Geburt, kann man nichts machen, find ich nicht mega toll, aber auch nicht mega scheiße - ging natürlich ein Streitgespräch voraus. Man hat in Israel oft Streitgespräche.

In diesem Fall war es so, dass ich einen Termin in der Post gemacht hatte, aber trotzdem nicht rankam, um meine zwei Pakete mit Spielzeugen und Büchern für die Kinder (kaufe ich sonst nur in Deutschland, aber: Corona!) abzuholen. Stattdessen kamen alle möglichen Leute ran, die nach mir die Postfiliale betreten hatten. Als ich mich in israelischer Direktheit danach erkundigte, warum ich trotz Termin immer noch wie eine Statue herumstand, kam es zu einem hitzigem Wortwechsel mit einer etwa Mitte 50-Jährigen Postmitarbeiterin an

dessen Ende sie mir das Wort „Germania“ ins Gesicht spuckte wie einen Olivenkern. Ich sah zu meinen Kindern, die davon nicht weiter berührt schienen und dann wieder zu der Postfrau zurück. Fragend, anders hätte man mein Gesicht in diesem Moment nicht beschreiben können, glaube ich. Fragend, weil ich nicht verstand, was sie damit meinte: „Germania!“

Ich bin Auseinandersetzungen in Israel gewöhnt, ey, so leben wir hier. Man schnauzt sich an, beleidigt sich ein bisschen und schließt dann Freundschaft. Und ja, anfangs fand ich das unerträglich, aber nach zehn Jahren finde ich es eigentlich die ehrlichere Art zu leben. Alles immer sofort rauszuschreien kann auch unglaublich befreiend sein. Ich gehörte nie zur schüchternen Sorte, aber mit welcher Selbstverständlichkeit ich mittlerweile Motorradfahrer, die auf dem Bürgersteig der Dizengoff entlang düsen, als sei das die eigentliche Straße, verfluche, ist mittlerweile das israelische an mir – und fällt mir immer dann auf, wenn meine Eltern zu Besuch sind und mich ob meiner ständigen Wutausbrüche völlig entsetzt anstarren. Und während mich früher so eine Auseinandersetzung tagelang beschäftigte, verfluche ich heute die Mütter von fremden Menschen, drehe mich um und vergesse das Ganze sofort wieder.

Aber das „Germania“ traf mich mitten ins Herz. So lange schon hatte ich mich nicht mehr in Israel fremd gefühlt, so sehr war ich, vor allem auch durch meine zwei Söhne, mit diesem Land und diesem Volk verwachsen. Und plötzlich war sie wieder da, diese unsichtbare Wand. Dieses Gefühl, dass Minoritäten wohl ihr ganzes Leben lang spüren, dieses Gefühl, das ich, die ich als weiße Deutsche in Deutschland aufgewachsen bin, aber nie kannte: Nicht dazugehören. Von den anderen nicht als Teil des Volkes wahrgenommen zu werden. Als Nicht-Jüdin, die ich noch vier lange Jahre nach meiner Einwanderung ins Gelobte Land war, hatte ich zum ersten Mal zu einer Minderheit gehört. Und ja klar, Goia, das israelische Wort für „Schickse“, war jetzt auch nicht so geil. Aber immerhin war es ein Wort, mit dem ich mich nie großartig identifiziert habe. Weil Religion lange gar keine Rolle in meinem Leben spielte. „Germania“ hingegen, das saß. Das traf. Denn das war ich. Und war es doch nicht nur, denn in meiner Eigenwahrnehmung bin ich längst auch Israelin. Und ich musste sehr lange schlucken, bevor ich begann, mich zu verteidigen. Als ich das tat, begann mich nun auch noch die Chefin der Filiale anzuschreien, beleidigte mich jetzt ebenfalls als „Germania“. In den ganzen Trubel schrie ein Mann am Schalter neben mir: „Hört auf mit diesem Rassismus, das kann doch nicht euer Ernst sein“. Das war nett von ihm (danke an dieser Stelle an den Unbekannten), aber mir war trotzdem elendig zu Mute. Ich schaute hektisch, wo meine Kinder waren, die ich im Eifer des Gefechts völlig aus den Augen verloren hatte (sie standen an der Ausgangstür und schauten sehnsüchtig zu dem Mammut hinüber, in das man fünf Schekel werfen musste, damit es ein wenig hin- und herschaukelte) und sagte gar nichts mehr.

Mit aufeinander gepressten Lippen schnappte ich mir mein Paket, die Kinder und erst als ich wieder draußen stand, die Tel Aviver Sonne in meinen Augen, der Lärm der Straße in meinen Ohren, flog das hasserfüllte „Germania“ in mein Herz und mir kamen die Tränen. Nicht weil ich es nicht verstehen konnte, dass irgendjemand in diesem jüdischen Staat etwas gegen Deutsche hatte, sondern weil jemand hier in diesem Land fand, dass ich nicht dazugehörte. Trotz meiner Kinder. Trotz meines sehr guten Hebräisch. Trotzdem ich nie einem Streit aus dem Wege ging, so wie echte Israelis das auch taten. Ich atmete tief ein und aus und als ich das Wortgefecht in Gedanken noch einmal durchging begriff ich: Normalerweise hätte ich diese „Beleidigung“ weggelacht – aber dank Corona-Krise war ich seit sieben Monaten nicht mehr in Deutschland. Das ist die längste Zeit, die ich jemals ohne mein Geburtsland verbracht habe. Ich war dünnhäutig. Ich hatte Heimweh. Ich war eben eine echte Germania.



Gestikulieren wie ein echter Israeli kann die Autorin auch – am Heimweh ändert das nichts (Bild: privat).

Ihre Ansprechpartner

Redaktion: Katharina Höftmann; E-Mail: hoeftmann.k@gmail.com

Projektverantwortlicher für den GIS-Vorstand: Jacques Korolnyk; E-Mail: jacques.korolnyk@israel-schweiz.org.il; Spenden ermöglichen die wöchentliche Publikation der ZWISCHENZEILEN.

Wir hoffen, auch Sie bald zu unseren Gönnern zählen zu dürfen. Hier die Kontoangaben in der Schweiz (Überweisung zu lokalen Bedingungen):

IBAN: CH82 0873 1544 3516 4200 1 - Kontoinhaber: AMUTA*, CH-8702 Zollikon

Bank: Bank Linth LLB AG, Zürcherstrasse 3, CH-8730 Uznach - SWIFT/BIC: LINSCH23XXX